

## Zur Literatur des Elisabethjahres

Von Oda Schneider

Das Beste an Jubiläen ist ihr Aufruf schöpferischer Kräfte. Dieser Aufruf ist anlässlich der 700. Jährung der Heimkehr St. Elisabeths wahrlich nicht ins Leere verhallt. Ein kräftiger Chor in allen Stimmlagen hat ihm Antwort gegeben. Ein mit 5. Februar 1932 abgeschlossenes, sehr nützliches Verzeichnis zur Elisabethliteratur<sup>1</sup> nennt 300 Bücher, Broschüren und Aufsätze, deren überwiegende Mehrzahl der Jubiläumswelle um 1931 angehört.

Über eine Handvoll charakteristischer Arbeiten, aus dieser Fülle herausgegriffen, sei hier in Kürze berichtet.

Um fürs erste mit dem Phänomen „Elisabeth“ bekannt zu werden, mag das knappe, klare Lebensbild von E. Bernhart<sup>2</sup> gute Dienste leisten. Dies Büchlein ist nach Art von „Quellenharmonien“ abgefaßt; denn es schiebt die ältesten Überlieferungen, geschickt in Historienstil gebracht und passend illustriert, zu abgerundeter Einheit ineinander und ergänzt durch ein kluges kritisches Nachwort.

Die Darstellung von Dr. J. Klug<sup>3</sup> greift, über die nächsten Quellen hinausgehend, etwas weiter in die Zeitgeschichte aus und gibt ebenfalls eine gute rasche Orientierung über die äußeren Umstände und Vorgänge.

Als dritte geschichtliche Monographie sei noch die angenehm lesbare Arbeit von P. Ansgar Volmer O. F. M.<sup>4</sup> genannt, die sich von den beiden vorgenannten dadurch auszeichnet, daß neben dem Historiker der Franziskaner am Werke ist, unter dessen Hände gewisse Ereignisse schon zu mehr als geschichtlichem Leben aufblühen.

Die kleine Broschüre eines anderen Franziskaners, P. Salesius

---

<sup>1</sup> Heinrich Auer, Die heilige Elisabeth in der Literatur. Freiburg 1932, Selbstverlag des Verfassers, Werthmannplatz 4, 16 S., 8<sup>o</sup>.

<sup>2</sup> E. Bernhart, Elisabeth von Thüringen, Lebensbild nach der Geschichte. Essen 1931, Fredebeul & Koenen, 63 S., 8<sup>o</sup>, RM —.85.

<sup>3</sup> Ignaz Klug, Elisabeth von Thüringen. Mit 10 Bildern. Paderborn, Schöningh 1931, 48 S., 8<sup>o</sup>, RM —.75.

<sup>4</sup> Ansgar Volmer O. F. M., Die hl. Elisabeth, Landgräfin von Thüringen und Hessen, nach den ältesten Quellen und im Lichte der neueren Forschung dargestellt. Hildesheim 1931, Borgmeyer, 188 S., 8<sup>o</sup>, Ganzl. RM 5.—.

<sup>5</sup> Salesius Elsner O. F. M., Sankt Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, Der deutschen Frauen höchster Ruhm. Werl 1931, Franziskusdruckerei, 64 S., 12<sup>o</sup>, RM —.30.

Elsner<sup>5</sup>, vertritt als einzige in der vorliegenden Auswahl den echten alten „erbaulichen“ Stil. Auf stoffliche Originalität wird wohl kein Anspruch erhoben; die Abhängigkeit von zeitgenössischen Autoren, besonders von J. Klug tritt stark zutage. Es geht aber hier nicht um das geschichtliche Bild, auch nicht um die reiche Problematik des Elisabethlebens, sondern rein um Erbauung. Deshalb werden nur solche Züge ausgewählt und verwendet, die unmittelbar praktisch das volkstümliche Vorbild, „der deutschen Frauen höchsten Ruhm“, zu zeichnen vermögen. Alles Dunkle und Schwere wird entweder übergangen oder in eingestreute sanfte Verslein aufgelöst. Auch diese Art mag noch ihre Kreise finden.

Nicht nur an Umfang und Ausstattung, auch an Wert und Fülle des Gehaltes werden diese Schriften von dem Werke Maria Mareschs<sup>6</sup> übertroffen. In der kritischen Erschließung der Quellen war die Autorin schon vor Jahren bahnbrechend, so daß viele spätere Werke darin von ihr abhängen. Dazu kommt noch als eigenstes Verdienst die Ausdehnung der Sicht auf die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der Zeit. Das Werk stellt eine umfassende „Elisabethkunde“ dar, verschiedene Randereignisse, die sonst nur genannt werden, aufhellend, und sowohl „die bildliche Darstellung Elisabeths“ als auch „Elisabeth in der deutschen Dichtung“ in eigenen Kapiteln behandelnd. All dies bleibt nicht etwa kompilierte Gelehrsamkeit, sondern es wird beseelt von ruhiger, feiner, man möchte sagen schwesterlicher Vertrautheit mit dem Stoffe. Als eigentliche Kostbarkeit des Elisabethlebens leuchtet die Urkraft reiner Liebe klar auf. Manche psychologische Durchleuchtung ist ausgezeichnet gelungen. In der Zeichnung Konrads von Marburg kommt es gut zum Ausdruck, daß Elisabeth im Grunde die Führerin des Führers war. Wenn aber „Elisabeths letzter Weg in Marburg nach dem Karfreitagsgelübde“ wirklich gesehen wird als „bewußtes Miterleben des Kreuzestodes“ (144), dann dürfte sich die Autorin nicht durch ihre vernünftige und versöhnliche Art daran hindern lassen, das volle Skandalum dieses „Miterlebens“, die offene Torheit des Kreuzes unbeschönigt zuzugeben. Sie brauchte sich nicht so viel Mühe zu geben, das zweite Verlassen der Wartburg mit Witwenschmerz und die Trennung von den Kindern mit allerhand anderen guten Gründen zu erklären und zu entschuldigen. Ein Negatives, daß nämlich Elisabeth das

---

<sup>6</sup> Maria Maresch, Elisabeth von Thüringen, Schutzfrau des deutschen Volkes. Mit einem mehrfarbigen Titelbild und 57 Abbildungen. Bonn 1931, Buchgemeinde, X-232 S., Gr.-8<sup>o</sup>.

Leben auf dem Schauplatz ehemaligen Liebesglückes nicht zu ertragen vermochte, wäre niemals genügender Impuls für das förmliche „Erstürmen von Golgotha“ gewesen, das wir an ihr erleben. Da konnte nur das Positivste, eben die Urkraft der Liebe, ausschlaggebend sein. Die vornehmste und in reichstem Maße erfüllte Aufgabe des Buches ist es wohl, durch Aufhellen von Zusammenhängen neue Einsichten zu vermitteln. Dort, wo Gottes Hand in der Unbegreiflichkeit letzten An-sich-Ziehens die Heldin aus allen Zusammenhängen reißt, ist das eigenste Gebiet der Autorin im Grunde überschritten.

Als Übergang von der wissenschaftlichen zur künstlerischen Behandlung des Stoffes, oder besser als Verbindung beider, erscheint die „Pilgerin auf Erden“ von Elisabeth von Schmidt-Pauli<sup>7</sup>. Sobald aber der Name dieser Autorin einmal gefallen ist, läßt sich vor allem die Begeisterung über ihre „Geschichte der hl. Elisabeth, den Kindern erzählt“<sup>8</sup>, nicht länger zurückhalten. Wie lebendig! Wie anmutig! Wie wahrhaft fromm! Echt und eindrucksvoll bricht die Heiligkeit im Herzen des Kindes auf, als es der ersten Mitteilung der Mutter, es müsse zu einem Spielkameraden in fremdes Land reisen, entgegentrotzt: „Ich will ihn aber nicht!“ jedoch dem Einwand: „Wenn Gott es nun will?“ aufhorchend nachsinnt: „Will er es denn? . . . Dann will ich es auch.“ Und die Tränen versiegen. Wie köstlich ist der erste Gedanke des Knaben Ludwig, als die ankommende Elisabeth, „ein sehr kleines Mädchen in Pelzmantel, aus dem Wagen gehoben und vor ihn hingestellt“ wird: „So klein ist sie also, das ist ja gar keine richtige Braut!“ — „Und er war ganz enttäuscht“ (31). Die ausgezeichnet eingefühlten Illustrationen von Anneliese von Lewinski-Dungern vermehren das Herzerquickende dieses kleinen Meisterwerks.

Den Erwachsenen gegenüber genügt leider die klare Schwarz-weiß-Technik nicht mehr, die so selbstverständlich die böse alte Landgräfin zum sicheren Werkzeug der Heiligung macht. In der „Pilgerin auf Erden“ stellt sich die Autorin, von allerhand Verantwortung gehemmt, nicht mehr so ohneweiters mitten ins Erleben, sondern sie geht mehr nachdenklich neben her und läßt von ihrem reichen Wissen das Maß der Schritte bestimmen. Freilich bringt diese Nachdenklichkeit ihre guten Früchte. Ganz

---

<sup>7</sup> Elisabeth von Schmidt-Pauli, *Pilgerin auf Erden, Leben der heiligen Elisabeth*. Berlin 1931, Verlag für Kulturpolitik, 375 S., Gr.-8°.

<sup>8</sup> Elisabeth von Schmidt-Pauli, *Die Geschichte der heiligen Elisabeth, den Kindern erzählt*. Freiburg 1930, Herder, 62 S., lex 8°, RM 3.50.

fein ist auch hier das Erblühen der Gottesliebe im Kinderherzen geschildert: „Ihr von jeher auf das Endlose gerichtete Herz muß von den Grenzen des Lebens aus den Aufschwung in die Unbegrenztheit gefunden haben. Denn nur bei Gott war nie ein Ende“ (28). Nur bei Ihm darf die in höfische „maze“ Gepreßte weiter maßlos sein (60). Die Heiligkeit Elisabeths entfaltet sich spürbar unter Gottes Gnadendrängen: „Gott selbst ließ keine Ruhe . . . Gott genügte nie etwas (128). Man geht, und Gott allein weiß, was Er mit dem Gehenden vorhat . . .“ (188). Und: „Wenn wir gar nichts mehr tun können, dann geschieht das Größte“ (204).

Konrad von Marburg bildet nur die dunkle Folie zur aufstrahlenden Heiligkeit seines Beichtkinds: „Seine Forderungen an Elisabeth blieben fast immer hinter ihren eigenen Wünschen zurück. Ihre Liebe war stürmisch und grenzenlos. Im Namen dieser Liebe war sie schon über die Bergspitzen hinweg, wenn Magister Konrad ihr den Anstieg zur Höhe befahl. Schließlich war seine Führung ein stetes Zurückhalten ihres Überschwanges“ (245). Sehr zart und tief ist das Rosenwunder gesehen. Hier und bei einzelnen anderen Szenen wird die zu Grunde gelegte Wissenschaftlichkeit vom Dichterischen reich und glücklich übersponnen. Ein wenig befremdlich ist die Szene, in der Konrad von Marburg das Speisegebot in donnernder Strafrede bei Tisch verkündet, wodurch er den Landgrafen und die Hofgesellschaft in peinlichste Verlegenheit bringt. Was hätte es nach solchem Dreinfahren noch zu bedeuten, daß Elisabeth mit Rücksicht auf die Tafelrunde die Speisen zerkleinert hin- und herschiebt, als ob sie äße! Und die heimlichen Verständigungszeichen zwischen Ludwig, Elisabeth und ihren eingeweihten Frauen? Das Speisegebot, als Eingehen auf Elisabeths eigenste Gewissensnöte, dürfte wohl in der Stille des Beichtverkehrs Form gewonnen haben. Eigentümlich zaghaft verfährt Schmidt-Pauli mit den zwei großen Entscheidungen des Elisabethlebens: Flucht und Karfreitagsgelübde. Das erste der beiden Ereignisse zieht wie im Zwielicht vorbei; Flucht? Vertreibung? Es mag in Schweben bleiben. Aus dem *Te Deum* ist mehr die klare, kalte Luft der Winternacht zu spüren, als der heiße, törichte Jubel des endlich, endlich ganz armen Gotteskinds. Die letzte Entäußerung über dem nackten Karfreitagsaltar verliert viel von ihrer Brisanz, da sie mit der Einkleidung zusammengelegt wird, also in eine Zeit gerät, da im Grunde alles entschieden war. Interessant ist die neuartige Auffassung, daß die Werbung Friedrichs II. um Elisabeth für diese noch ernstlich eine Versuchung sein konnte; ja, daß Satan hier

förmlich an sie herantrat: „Dieses alles will ich dir geben . . .“ (320). — Ein kleines Bedenken: Seite 87 heißt es: „Es war am Tage Mariä Himmelfahrt, am Wurzhweihfest; denn an diesem Tage brachte man der Mutter Gottes Feldfrüchte und Getreide zum Opfer.“ Wäre es nicht vorsichtiger, diese Gaben als „Ehrung“ oder „Huldigung“ zu bezeichnen, da wir doch den Begriff des „Opfers“ ganz zentral auf Gott allein beziehen? — Soviel Zeit- und Kulturgeschichte hier verarbeitet wird, so ist doch keine bloße Geschichtsschreibung gegeben, sondern Hagiographie im vollen Sinne des Wortes.

Wo die Form des Romans zur Darstellung des Elisabethlebens gewählt wird, da geht es meist darum, einen echten, blutwarmen, lebensvollen Menschen als Träger der Heiligkeit zu zeigen, und zwar in bewußtem „Widerspruch gegen die Verkitschung dieses Lebens in süßlich sentimentalen Darstellungen, wie sie für fromm und erbaulich gehalten werden, wie sie aber der Wahrheit und der Größe dieses Lebens widersprechen.“ So gibt Leo Weismantel selbst den Beweggrund zu seiner „Geschichte eines denkwürdigen Lebens“ an. Aus zwei anderen neuen Romanen läßt sich, wenn auch nicht offen angegeben, doch die gleiche Absicht klar herausfühlen: aus der „Gesandtin Gottes“ von Liane von Gentzkow und der „Heiligen Elisabeth“ von Fr. J. Weinrich.

Liane von Gentzkow<sup>9</sup> erzählt den Erwachsenen ebenso unbekümmert und lebensfrisch, wie Elisabeth von Schmidt-Pauli den Kindern. Nichts wird nur flächenhaft berichtet, sondern jeder Vorgang rund und farbig an lebendigen Menschen gestaltet. Die Phantasie quillt dabei so stark, daß sie mit dem Recht des Schöpferischen sagen darf: so war es. Dabei ruht alles auf solider geschichtlicher Grundlage und die überlieferten Züge sind mit ehrfürchtiger Treue und großem Geschick dem bunten Geschehen einverwoben. Als breite Ouvertüre rauscht das fesselnd geschilderte Leben auf der Wartburg als Minnehof einher. Elisabeth, ein winziges Wesen und Fremdkörper von Anbeginn, wird eingeführt. Sie wächst auf und beginnt ihre Liebestätigkeit lautlos, fast traumhaft spielerisch. Sehr gut wird das allmähliche Ernsterwerden ihres Tuns veranschaulicht und zugleich, dies ist das Eigenste des Buches, deutlich die Gefahr aufgezeigt, die darin liegt, daß ein Rest von Spielerischem sich auch noch in den

---

<sup>9</sup> Liane von Gentzkow, Die Gesandtin Gottes, St. Elisabeth von Thüringen. Geleitwort von Benedikt Momme Nissen. Berlin-Leipzig 1931, B. Behrs Verlag Friedr. Feddersen, 251 S., 8<sup>o</sup>, RM 5.50.

späteren Ernst unvermerkt hinüberstehlen und so die letzte Entfaltung, das Aug in Aug mit dem Gekreuzigten, verhindern könnte. Solange Elisabeth für jeden verschenkten Mantel doch einen neuen bekommt, solange sie, von Armenbesuchen heimgekehrt, doch noch von ihren Frauen gepflegt wird, hat die letzte Preisgabe nicht stattgefunden. Die Maßnahmen Meister Konrads erhalten dadurch eine ganz klare Bedeutung. Vielleicht ist Elisabeth manchmal etwas zu kätzchenhaft gezeichnet; freilich kommt auch das Unzählbare der Katze gut zum Ausdruck. Wunderbar zart ist das Blühen irdischer Liebe geschildert, so zart und fein, daß es der himmlischen sehr schwer wird, sie zu übertreffen. Zum mitternächtigen Te Deum werden die sonst so beschwingten Worte ein wenig flügelahm. Wohl ist Elisabeth „Gesandtin Gottes“, aber Gesandtin in diese Welt und der Schwerpunkt liegt in diesem Buch auf ihr, die, farbig und massiv, mit hellem Künstlerblick gesehen, mit festem Künstlergriff geformt ist. Die Menschen sprühen nur so vor Leben. Wie ist etwa der Bischof von Bamberg mit wenigen Worten sichtbar hingestellt, wie der junge Graf Konrad mit seiner aus bubenhafter Störrigkeit aufglimmenden Haßliebe zu Elisabeth! Wie ist das Rosenwunder so fein motiviert, daß ihm geradezu eine psychologische Funktion in der Entfaltung dieser schönen Ehe zukommt. Und die Heiligkeit? Unter den überaus geschickten Händen der Autorin werden Torheit und Ärgernis des Kreuzes ein wenig herausgeglättet. Alles ist so lückenlos plausibel gemacht und nicht einmal Konrads Geißelstrieche, die nur ein einzigesmal in verkürztem Verfahren aufscheinen, vermögen ernstlich zu verletzen. Die Trennung von Kindern und Gefährtinnen wird ganz vernünftig begründet und das Ekelhafte an den Kranken und Bresthaften nach Tunlichkeit verhüllt. All dies geschieht aber nicht etwa aus falscher Wehleidigkeit — die Autorin weiß oftmals hart genug zuzupacken —, sondern aus wesenhaft fraulichem Widerstand gegen Unschönes und Krasses. „Anmutsvoll, mitlebend und mitliebend“, so charakterisiert Benedikt Momme Nissen in seinem freundlichen Geleitwort sehr gut die Art Liane von Gentzkows. In dieser Art gelingt es ihr zweifellos ausgezeichnet, die „liebe Else“ den Lesern wirklich menschlich nahe zu bringen.

In ganz anderer Weise geht Leo Weismantel<sup>10</sup> ans Werk. Er wird durch keine Scheu vor Gewalt und Grauen gehemmt. Das zeigt sich be-

---

<sup>10</sup> Leo Weismantel, Elisabeth, Die Geschichte eines denkwürdigen Lebens. Nürnberg 1931, Sebalduus-Verlag, 560 S., 80, Goldleinen RM 7.—.

sonders an der wüsten Henkerszene (55) und an dem ganz spukhaften Aussätzigenbesuch auf der Wartburg (262 ff.). Die unbändige Fabulierlust Weismantels findet überhaupt an den verwickelten Gegebenheiten eine reiche Fülle von bildfähigem Stoff. So sehr aber Schicksale und Ereignisse aus seiner Phantasie emporwuchern, ein wertvoller Grundgedanke läßt sich als roter Faden klar und gut verfolgen: „Und doch geziemte es uns, zu bekennen, daß auch wir ein Ärgernis an deinem Bilde nähmen, und daß wir in Wahrheit unter jenen ständen, die dich verachteten und dich verfolgten, wärest du nicht vor uns zur Ehre der Altäre erhoben und unbekannt und lebendigen Leibes noch unter uns“ (Vorwort). Die Dialektik zwischen Vernunft und Liebe (138 ff.), Recht und Liebe (204 ff.), zwischen irdischer Klugheit und Torheit des Kreuzes (392 ff.) ist meisterhaft geführt, so daß man der „vernünftigen“ Partei immer Recht geben kann, die „törichte“ aber von Herzen lieben muß. So gerne Weismantel im Schaurigen wühlt, so zart vermag er doch auch die Heiligkeit unter seinen Händen erstehen zu lassen. Fein ist die Szene zwischen Ludwig und Elisabeth anläßlich des nächtlichen Betens der jungen Ehefrau gezeichnet; wie sie den Besorgten in seine Kissen zurückdrängt: „Tu mir die Liebe an, Bruder Ludwig, und schlafe. Es ist nicht recht, daß du dazwischen kommst, wenn unser Herr Christ jetzt da ist und mit mir redet“ (208). Ja, so mag sie wirklich gesprochen haben. Beim ergreifenden Abschied von den Kindern (454) rührt Weismantel an ein Wesensgeheimnis der Heiligkeit: „So glaubte Elisabeth, daß ihre Liebe zu den eigenen Kindern schwände, und sie merkte nicht, daß diese Liebe gleich blieb bis zu ihrem Ende, nur daß ihre Liebe zu den fremden Geschöpfen sich mehrte von Tag zu Tag . . .“ (456). Eine kleine Verzeichnung dürfte hingegen darin liegen, daß Elisabeth ihre Freude am liebenden Herabsteigen und Schenken in Gegensatz stellt zu der Freude ihrer Standesgenossen am sinnlichen Genießen: „Sie sind plump, sie sind töricht, sie sind stumpf und wissen nicht das Gelärm der Welt von dem zu scheiden, wo die Seele in Gott singt“ (209). Wo Heiligkeit aufblüht, da schwinden am überwältigenden Erkennen der eigenen Unwürdigkeit zuerst und gründlich Blick und kritische Schärfe für die Mängel der anderen, um erst später, ohne Vergleichsmöglichkeit mit dem nun zerbrochenen Ich, für rein apostolische Zwecke wiederzukehren. Es ist äußerst unwahrscheinlich, daß erst Ludwig die scheltende Elisabeth besänftigen mußte: „Die wahren Freuden, die du kennst und von denen sie noch nichts wissen, muß Gott in ihnen erwecken.“ Eine Seele, die Gottes

Gnade so weit aufgenommen hat, daß sie schon von ihr überfließt, kennt keine unzweifelhaftere Wirklichkeit mehr, als die der eigenen Unzulänglichkeit und Abhängigkeit von der drängenden Liebe Christi. Elisabeths Kritik aber: „sie sind plump, . . . sie sind stumpf, . . .“ führt um Haaresbreite an den Nachsatz heran: „Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin wie jene“. (In Herwigs „St. Sebastian vom Wedding“ findet sich eine ganz ähnliche Verzeichnung: unter den Motiven, die den jungen Mönch zum Ausbruch in seine eigenste Sendung drängen, findet sich auch die Entrüstung über Ordensleute und Priester, die trotz himmelschreiender Not ringsum behaglich in ihren Klöstern und Stuben sitzen. Entrüstung über Nebenmenschen mit — wenn auch noch so verstoßenem — Seitenblick auf eigenes „Bessermachenwollen“ ist wesentlich unfruchtbar und zeitigt keinesfalls die außerordentlichen Liebestaten Sebastians, zu denen bloße Menschenkraft ja doch nicht hinreicht. Der von der Gnade Ergriffene weiß aus echter Erfahrungsdemut ganz genau, daß auch er in der Stube sitzen würde, wenn die Liebe Christi ihn nicht so stürmisch drängte, und er ist zu nichts so unfähig, wie zur Erhebung seiner selbst auf dem Boden kritischer Entrüstung.)

Von Vorteil wäre es vielleicht auch gewesen, wenn Weismantel seine Phantasie nicht so sehr an Meister Klingsor sich hätte entzünden lassen, der ja in die Elisabethlegende hineingeriet wie Pontius Pilatus ins Credo. Angesichts der furchtbaren Größe echten Prophetentums wirkt so ein handlicher Hof- und Kammerprophet, der in höflicher Briefform („Durchlauchtigster Fürst!“) die überraschendsten Einzelheiten aus der europäischen Politik voraussagt (81), etwas verletzend. Wohl ist es begreiflich, daß der Romancier durch die Gestalt des Magiers angezogen wird; der Hagiograph aber sollte da doch ein wenig vorsichtig sein. Die rechte Discretion müßte ihn daran hindern, in einem Werk, das von echten Heiligenwundern berichtet, auch unterschiedslos Mirakel der „Schwarzen Kunst“ zu bringen. Klingsors Wunderkraft ist nicht von Gott. Zu dieser Feststellung genügt die Tatsache, daß er mit ihr nur für die Üppigkeit seines irdischen Lebens sorgte. Dann ist sie aber ganz offenbar vom Bösen und es muß befremden, daß des Kindes Elisabeth Augen leuchten (95), wenn von ihm die Rede ist. In diesem Seelchen überwog das instinktive Grauen vor dem Bösen ganz gewiß den Patriotismus für das Ungarland. Auch Elisabeth von Schmidt-Pauli tut Meister Klingsor etwas zu unbedenklich Ehre an. Von ihr scheint Weismantel sogar in der Schilderung des noch

vom nächtlichen Geisterfluge geblähten Zaubermantels abzuhängen. Diese Abhängigkeit wird überdies an einer Reihe von anderen Stellen deutlich, besonders auffällig an der wenig bekannten Blindenheilung, die Weismantel dem früher erschienenen Kinderbuche Schmidt-Paulis fast gleichlautend nachzuerzählen scheint. Vielleicht hätte er doch im Literaturbericht seines Nachwortes auf diese Quelle hinweisen sollen. — Weit aus überwiegend aber sind die eigenständigen Werte des Buches, so etwa die tiefere Motivierung des tödlichen Erschreckens Elisabeths über die Kreuznahme Ludwigs: diese kommt ihrer wachsenden Sehnsucht nach völligem Freisein für Gott so unheimlich erwünscht und dennoch unerwünscht entgegen (354). Meister Konrad ist ganz besonders finster gezeichnet. Vielleicht geht es doch etwas zu weit, anzunehmen, daß er sein Beichtkind immer wieder im Zorne schlägt (etwa 474), während doch sein eigener Bericht vermuten läßt, er habe nur das eine einzige Mal, dessen er sich selbst vor dem Papste anklagt, im Zorne zugeschlagen, sonst immer nur in der Planmäßigkeit seiner allerdings brutalen Heiligungsmethode. Dennoch schildert Weismantel den rätselhaften Priester nicht einseitig und er berichtet Gutes wie Schlimmes von dem Manne, der als Heiliger verehrt, wie als Teufel verschrien wurde: „So urteilten die Menschen zwiespältig über ihn“ (537). — Auch über Weismantels Buch, das eigenwillig und barock nach vielerlei Richtungen ausschweift, dürfte das Urteil der Leser nicht ganz einmütig sein; jedenfalls aber lohnt es sich wohl, dieser „Geschichte eines denkwürdigen Lebens“ zu folgen.

In dem löblichen Bestreben, gegen süßlich-kitschige Erbauungsliteratur gründlich zu protestieren und ganz Neues zu bringen, scheint Franz Johannes Weinrich mit seiner „Heiligen Elisabeth“ doch ein wenig übers Ziel geschossen zu haben<sup>11</sup>. In die Zeitgeschichte führt er durch eine Art apokalyptischer Schau ein, wie überhaupt viel Traumhaft-Visionäres, oft bedeutsam gesehen (etwa 108), mit krassem Naturalismus wechselt. Die Erzählung geht in balladenhaft geformten Episoden stoßweise voran. Mit dem überlieferten Gut wird so frei umgegangen, daß es oft kaum wiederzuerkennen ist. Dafür wird manches Neue ausgedacht. So etwa die Führung des Kinderkreuzzuges über Eisenach und das Mitlaufen der kleinen Elisabeth mit der begeisterten Schar. Es ist wohl sehr wahrscheinlich, daß Elisabeth sich diesem Zuge angeschlossen hätte, wenn

<sup>11</sup> Franz Johannes Weinrich, Die heilige Elisabeth von Thüringen. München 1930, Kösel & Pustet, 332 S., 8<sup>o</sup>, RM 8.50.

er gerade dort vorbeigekommen wäre. Es ist aber so gut wie völlig sicher, daß dies nicht der Fall war, sonst hätten die Gespielinnen, die sich an Kniebeugen und Mauerstreicheln erinnerten, dieses außerordentliche Ereignis gewiß vermeldet. Nun könnte man dem Dichter wohl die Freiheit solcher Zusammenführung zubilligen; doch scheint bei Weinrich überhaupt eine Überschätzung der Ausdruckskraft von äußeren Ereignissen für innere Zustände gegeben zu sein. Er häuft Geschehen auf Geschehen, als könnte er dadurch das Wesentliche des Heiligwerdens besser verdeutlichen. Darin liegt ein Irrtum. Auch das überhitzte, pathetische Reden seiner Figuren, sogar der Kindsmagd, die weitausholenden Gebärden, die geballten Fäuste, das viele Stöhnen und Brüllen von Mensch, Gewitter und Vieh vertiefen den Eindruck nicht. Weniger wäre oftmals mehr. Am bedenklichsten aber ist es wohl, daß er in dem Bestreben, unausgetretene Bahnen zu wandeln, nichts Besseres wußte, als die wunderbare Liebe zwischen Ludwig und Elisabeth ganz ihres himmlischen Zaubers zu berauben. Vom reinen Schmelz des zart Geschwisterlichen, das durch die Anrede „lieber Bruder“ und „liebe Schwester“ so treuherzig überliefert wird, bleibt unter seinen Griffen nichts mehr übrig. Ludwig ist, aller Überlieferung entgegen, ein wüster, unfrommer Geselle, der nur die leiblich schöne Elisabeth mit heißer Sinnengier liebt, vor ihrer Heiligkeit aber nichts als Angst und Wut empfindet. Auch Elisabeth versinkt zeitweilig völlig in irdischem Liebesrausch und brennt in wilder Leidenschaft zu ihrem Gatten. Der e i n e — von Ludwig so innig verstandene — Reueschmerz, den sie empfand, als sie beim heiligen Opfer über dem geliebten Antlitz einen Augenblick Gottes vergaß, wird zum qualvollen Grundmotiv der ganzen Beziehung. Ehe-liche Liebe und Heiligkeit sind von Anfang an in scharfen Kontrast gestellt. Elisabeth quält sich verfrüht mit Entsagung herum, die nur allmählich an der Sonne der Gnade reifen konnte. Dadurch wird ihr Wesen krampfzig und beinahe launenhaft. Das Gottgewollte an rechter Geschlechtsliebe wird völlig unterschlagen: „Ein verdammungswürdiges Innehalten auf dem Wege dahin (zu Gott) war ihr der liebende Blick in das Auge ihres Gatten“ (238). Wie schief und unrein ist das gesehen! Nein, dieser Elisabeth dürfte man nicht mehr die Lilie in die Hand geben, mit der sie in Assisi bei S. Maria degli Angeli trotz ihres ehelichen Standes gemalt ist. Wie schade! Wie jammerschade. Als ein ganz seltenes und ganz köstliches Geschenk der Vorsehung ward uns durch Elisabeth das Erblühen klarer Heiligkeit i n n e r h a l b der Ehe, ja einer echten, heiligen

Ehe, zuteil. Wie nötig haben wir gerade dieses Gotteslichtlein in den Dunkelheiten unserer Zeit! Man soll es uns nicht trüben; man soll es uns nicht als unmöglich hinstellen, auch schon im Fleische Gott zu lob-singen! — Ganz gewaltsam ist die Veränderung, die Weinrich mit Ludwig vorgenommen hat. Habgier und Herrschsucht von Vaterseite schlummern nicht nur als ferne, leise, von Elisabeth gebändigte Gefahr in ihm, sondern sie bilden die böse, überwiegende, unzählbare Wirklichkeit seines Charakters. Die überaus grauenhafte Erzählung vom finsternen Tode seines Vaters sollte ihn offenbar zur Besinnung bringen; aber sowohl Ludwig wie auch Elisabeth setzen sich über dieses unsagbar Entsetzliche erstaunlich leicht hinweg. Als Ludwig den Aussätzigen in seinem Bette findet und mit der Christus-Schau begnadet wird, hätte er „fast gekniet“; doch er stößt die Gnade wild von sich und statt der schönen Antwort: „Solche Gäste magst du recht oft in mein Bette legen“, stürzte er mit einem wütenden „verdamm!“ davon (214). Seine ausdrücklich berichtete Milde gegen Elisabeths ungewöhnliche Ascese, seine sehnliche Hoffnung, es auch der-einst bis zu persönlicher Bindung unter das Speisegebot zu bringen, sein rührendes Mithelfen zur Erfüllung des Gelübdes von seiten der heimlich verschworenen Frauen, all dies Lichte und Heilige an Ludwigs Wesen wird einfach verschwiegen. Wie überaus verletzend ist der Ton, mit dem er vor der Abreise nach Cremona die Gattin in Konrads Gehorsam übergibt, von nichts als seiner sinnlichen Begier und seinem Herrschgelüst dazu be-wogen! Und ihr, deren wachsende Heiligkeit sich doch schon in die Bin-dung des Gehorsams sehnte, muß dieser Eid erst förmlich abgelistet wer-den (247). Sie bricht ihn denn auch wirklich binnen kurzem, indem sie wider Konrads Willen die Speicher der Wartburg für die Hungernden öffnet, und zwar mit theatralischer Gebärde: „Sie sah ihn flammend an: ‚Zerbrochen ist er (der Gehorsam) von dem höheren Gebot des Er-barmens!‘“ (258). Nein! So spielte es sich gewiß nicht ab. Wohl brach Elisabeth — noch nicht bei Austeilung des Getreides zur Hungersnot, doch später durch Aufnahme aussätziger Kinder in ihre Hütte und ihr Bett — den gelobten Gehorsam. Nicht aber unter selbstherrlichem Auftrumpfen, nicht unter hochtrabender Rechtfertigung, nein: in ohnmächtigem Über-wältigtsein von einer Liebe, die alle Dämme einreißt, in abgründig demütigem Erleben des Nicht-mehr-anders-Könnens, des Nicht-mehr-ver-antwortlich-Seins und in immer tieferem Verstummen in Gott hinein. —

Für die letzte Zeit in Marburg, in der sich erst das volle Wunder ihrer Heiligkeit entfaltet, hat Weinrich nichts mehr übrig. Da reiht er nur mehr flüchtig, dem Ende fühlbar zuhastend, die alten Überlieferungen aneinander, und vermutlich war es so am besten. — Auf einen unbedeutenden Irrtum sei aufmerksam gemacht: Seite 268 soll wohl von dem Kinde Sophie die Rede sein und nicht von Gertrud, die erst später geboren wird. — Kann man — dies sei nur ganz nebenher gefragt — den Mond mit einer schweren Traube (129) vergleichen, da zum Wesen der Traube doch die Mehrbeerigkeit gehört?

In Ida Friederike Coudenhoves „Dialog über die Heiligkeit“<sup>12</sup>, reden zwei Frauen in klugen, klaren Sätzen nicht aneinander vorbei, nicht nebeneinander her, sondern wirklich von zwei Spannungspunkten aus auf einander zu, um sich zu finden. Ihnen zuhörend erwacht man nach Weinrichs düsteren Visionen wie aus schwerem, fremdem Traum in vertrauten Tag hinein. Es hieße das Büchlein einer besonderen Köstlichkeit berauben, wenn man ihm das schwebende „Vielleicht, voll Behutsamkeit und Zuversichtlichkeit zugleich“ nehmen wollte, mit dem die Autorin selbst ihre Arbeit schließt: „Vielleicht hat die Gestalt der Heiligen auch dieses bedeutet“ (92). Doch es fällt einem aufrichtig schwer, nicht dennoch zu sagen: „So war es“, wenn sie das Leben Elisabeths zeigt als „eine durchaus gradlinige Entwicklung — nur daß vielleicht in jenem ersten Teil ihr Weg wie durch sommerlich blühende Wälder geht, und nachher durch winterlich kahle . . .“ (29). Und wenn sie ihr Bild zeichnet mit dem „ganz eigenartigen Schmelz einer unsagbar blühenden Zartheit — bei aller unbändigen Kraft des Herzens im Lieben, Wagen und Dulden“, von einer „lichten Durchsichtigkeit“, einer „rührenden, taufrischen Selbstverständlichkeit, wie die Reinheit eines Kindes, das noch nichts von Schuld und Kampf und Sieg weiß . . .“ (35 f.). Schöneres kann man nicht über Elisabeth sagen, als daß sie „tatsächlich zu dem Typ von ‚Heiligen‘“ gehört, „die heute tiefer im Kurs stehen — denen, die wirklich irgendwie ‚vom Himmel gefallen‘ sind — die ‚Heiligen von Natur aus““ (37). Denn auf keine andere Weise könnte man sich besser mitbegnadet fühlen mit solchem herrlichen Überfluß an Gnade und nichts ist unseren Zeiten tröstlicher als ein Beispiel dafür, wie Gott „den Menschen eigentlich gedacht hat, wie

---

<sup>12</sup> Ida Friederike Coudenhove, Gespräch um die heilige Elisabeth, ein Dialog über die Heiligkeit. Frankfurt a. M. 1931, Carolusdruckerei, 94 S., Gr.-8°, kart. RM 1.90.

reich und schön und liebenswürdig er auch die vielgeschmähte menschliche ‚Natur‘ gemacht hat, wie *naturaliter christianus* einer sein kann und doch ein Mensch“ (38). — Nebenbei enthält das Bändchen in den wundervoll geführten und geformten Gedanken über „Opfer“, „Liebe“, „Güte“ eine wahrhaft meisterliche Aszetik in nuce. — Nur an einer Stelle hätten wir uns gerne ins Gespräch gemischt. Vielleicht war die Entfernung der Freundinnen durch Konrad doch mehr als eine überflüssige, pedantisch ängstliche Maßnahme (83 f.). Zweifellos hinkt sie der vorausstürmenden Liebe der Heiligen nach und die Gefahr, die Konrad — *bono zelo* — witterte, daß nämlich durch die Anwesenheit der Getreuen im Austausch der Erinnerungen Schmerz und Sehnsucht nach dem früheren Leben aufwachen könnten, war ja wohl sicher nicht gegeben. Aber wird diese Trennung nicht als notwendige letzte Konsequenz des Verzichtes über dem nackten Karfreitagsaltar schlechthin gefordert? Mußte dieser feierliche Verzicht auf Eltern und Kinder und alles Glück der Welt vor dem gekreuzigten Gott nicht den Verzicht auf jeden Trost an menschlicher Gemeinschaft, auf jede Geborgenheit in der vertrauten Atemnähe lieber Menschen nach sich ziehen, wenn er ganz echt sein wollte? War diese Trennung und das Verbot, Caritas auszuüben, nicht die eigentliche Vollendung des Mitgekreuzigtseins? War Elisabeth nicht darin, daß sie nicht mehr schenken und pflegen durfte ganz besonders Ihm ähnlich, dessen festgenagelte Hände auch nicht mehr segnen und heilen konnten? — Auch die befremdliche Prügelstrafe wegen des scheinbar zuerst „erlaubten“ Klausurbesuches mag eine solche klare Konsequenz gewesen sein. Konrad hat auf Elisabeths Frage geantwortet, sie möge es halten wie sie wolle, und Elisabeth, die die Nonnen besuchen wollte, wandte sich ohne Bedenken nach der Klausurtüre. Aber: Hatte sie am Karfreitagsaltar nicht auf ihren Willen verzichtet? Das durfte doch kein leeres Wort bleiben und wenn die Konsequenz auch furchtbar scheint — weh, wenn mit solchen Dingen nur gespielt wird — sie hatte einfach nichts mehr zu wollen und der Bescheid, sie möge es halten, wie sie wolle, ermächtigte sie zu keiner Entscheidung. Konrad freilich dürfte es kaum so gesehen haben. Gott aber sah es, der das Werkzeug führte, und Elisabeth sah es, die sich in die letzte Härte der Forderung beugte. Das Geheimnis der Heiligen ist ja die Unbedingtheit.

I. Fr. Coudenhoves Buch setzt, so könnte man sagen, all den anderen Gemälden Elisabeths erst die feinen himmlischen Lichter auf. Dennoch ist

es nicht etwa nur als vorteilhafte Ergänzung der übrigen Literatur zu werten. Es kann ganz gut für sich allein bestehen; denn es ist mit seinen noch nicht hundert Seiten wohl imstande, eine dauernde fruchtbare Freundschaft zwischen dem Leser und Elisabeth, ja noch mehr, zwischen dem Leser und Gott zu begründen.

## **Der Urquell, ein Gesang des hl. Johannes vom Kreuz**

Von Wilhelm Bernhardt S. J., München

### **La eterna fonte**

Que bien sé yo la fonte que mana y  
corre,  
Aunque es de noche.

Aquella eterna fonte está escondida,  
Que bien sé yo do tiene su manida,  
Aunque es de noche.

Sé que no puede ser cosa tan bella,  
Y que cielos y tierra beben de ella,  
Aunque es de noche.

Bien sé que suelo en ella no se halla,  
Y que ninguno puede vadealla,  
Aunque es de noche.

Su claridad nunca es escurecida,  
Y sé que toda luz de ella es venida,  
Aunque es de noche.

Sé ser tan caudalosas sus corrientes,  
Que infiernos, cielos riegan, y las gentes,  
Aunque es de noche.

### **Der Urquell**

Wohl kenn' den Urquell ich, der quillt  
und fließet:  
Obgleich's bei Nacht ist.

Der ewige Quell, der im Verborg'nen  
fließet,  
Wohl weiß ich, wo er seine Flut ergießet:  
Obgleich's bei Nacht ist.

Ich weiß, daß nichts an Schön' ihm gleich  
zu denken,  
Und daß aus ihm sich Erd' und Himmel  
tränken.  
Obgleich's bei Nacht ist.

Wohl weiß ich, daß er nicht ist zu er-  
gründen  
Und daß sich selbst verliert, wer Grund  
will finden.  
Obgleich's bei Nacht ist.

In ew'ger Klarheit rinnen seine Wellen,  
Ich weiß, daß alles Licht aus ihm muß  
quellen;  
Obgleich's bei Nacht ist.

Ich weiß, daß seine Flut so mächtig flie-  
ßet,  
Daß Höllen, Himmel, Völker sie be-  
gießet.  
Obgleich's bei Nacht ist.